

**Weltwärts-Freiwilligendienst in Cuenca, Ecuador,
Entsendeorganisation BeSo – Begegnung und Solidarität e.V.
Einsatzstelle: San José de Calasanz, Cuenca
Abschlussbericht von Farina Kühl, Juni/Juli 2016**

Jetzt ist tatsächlich schon die Zeit gekommen für den letzten Bericht über meine letzten Monate in Cuenca (den August werde ich in Peru verbringen) und mein persönliches Fazit über mein Jahr in Ecuador.

Wie ich schon im vorigen Bericht erwähnt hatte, waren wir in San José de Calasanz den Juni über beschäftigt mit den Vorbereitungen für die Feier anlässlich des 20. Jubiläums der Schule. Am 23. Juni war es dann soweit: Um 18 Uhr waren alle Schüler und Lehrer mit Familie zur Präsentation im Teatro Sucre eingeladen. Natürlich hatten wir einen kleinen Auftritt mit der Musikgruppe BESO – übrigens konnte man an diesem Abend endlich auch die CD mit unserem ersten aufgenommenen Lied „Andarella“ kaufen! – zudem gab es aber auch eine Vorführung der Lehrer, die sich in den vergangenen Monaten jeden Mittwoch getroffen und drei Lieder einstudiert hatten.



In der Woche darauf mussten wir uns dann schon von den Schülern verabschieden, da diese das Schuljahr bereits beendeten. In der darauffolgenden Woche kamen sie allerdings noch einmal gemeinsam mit ihren Eltern anlässlich der ‚Cláusula‘, bei der ihnen das Zeugnis ausgehändigt wird und verschiedene Leistungen ausgezeichnet werden. Zudem hatten die Lehrer eine kleine Ausstellung mit den Arbeiten und Kunstwerken der Schüler vorbereitet.



Insgesamt hatten wir als Freiwillige in den nächsten zwei Wochen ohne die Schüler nicht viel zu tun. Einen Tag nutzten wir, um einen Apfelstrudel für die Lehrer zu machen (inspiriert von Carmens Idee beim Abschlussseminar), der auch sehr gut ankam.

Mitte Juli fand unser letztes Treffen mit Carmen statt, bei dem wir uns bei ihr Zuhause trafen und Tacos machten. Direkt im Anschluss fuhren Marie und ich noch zu einem Ausflug der Lehrer, der auf einer Finca in Ricaurte stattfand. Die Lehrer spielten Karten, Billard und Pantomimeraten und für eine aufgeheiterte Stimmung sorgte ein nicht enden zu wollender Vorrat an Zhumir (der hier traditionelle Zuckerrohrschnaps).

Am 21. Juli hatten wir dann endgültig unseren letzten Arbeitstag und es war Zeit, sich auch von den Lehrern zu verabschieden. Als „Abschiedsgeschenk“ kochten wir ein Mittagessen für die Lehrer, und obwohl es auf ganz unecuadorianische Weise vegetarisch war (Spaghetti mit Gemüsesoße), schien es doch allen gut zu schmecken.

Am Tag darauf gab es in meiner Gastfamilie ein ganz anderes Event, mein Gastvater erfüllte sich nämlich einen lang ersehnten Wunsch und eröffnete sein eigenes Restaurant.

Würde man in Deutschland ein solches Vorhaben vermutlich mehrere Jahre lang planen (und müsste sich zusätzlich mit Dingen wie Gesundheits- und Hygienevorschriften auseinandersetzen) war die Idee in diesem Fall in knapp zwei Monaten in die Tat umgesetzt. Noch am Eröffnungstag wurde das Lokal fertig gestellt und als es an die ersten Bestellungen ging, schien die komplette Familie zu Küchenchefs zu mutieren – dementsprechend standen letztendlich bis zu zehn Personen gleichzeitig in der winzigen Kochnische, um Pommes zu frittieren oder Hamburger zu belegen.

Die Tatsache, dass am Ende sämtliche Familienmitglieder in irgendeiner Form in dieses Projekt meines Gastvaters involviert waren und tatkräftig mithalfen, ist gleichzeitig auch sinnbildlich für das, was mich an der ecuadorianischen Kultur vor allem im Vergleich zur deutschen sehr beeindruckt hat: der intensive Familienzusammenhalt. Die Familie steht in jeder Situation an erster Stelle und es ist vollkommen selbstverständlich, dass man sich mindestens einmal die Woche versammelt – was bei der Durchschnittsgröße einer ecuadorianischen Familie natürlich etwas heißen will. Auch habe ich mittlerweile schon mehrere Unterhaltungen über meine Zukunft mit der Haushälterin meiner Gastfamilie geführt, die jedes Mal damit endeten, dass sie ganz einfach absolut nicht verstehen konnte, wieso ich während meines Studiums nicht weiter bei meiner Mutter wohnen möchte. Hier ist es nämlich in aller Regel so, dass die Kinder Zuhause wohnen bleiben, bis sie zum einen verheiratet sind und zum anderen ihr Studium abgeschlossen haben. Allerdings muss ich an dieser Stelle sagen, dass ich trotz allem noch immer der Meinung bin, dass es auch schon während des Studiums nicht schadet, sich in der eigenen Selbstständigkeit zu üben.

Eine andere Sache, die mich in diesem Jahr ganz und gar nicht beeindruckt hat, ist der Umgang mit Natur und Umwelt hierzulande. Von der Bevölkerung des Landes mit der größten Biodiversität der Welt könnte man vielleicht annehmen, dass sie ein besonderes Umweltbewusstsein an den Tag legen, dem ist aber leider in vielen Fällen nicht so. Ich habe zuvor weder einen so verschwenderischen Gebrauch von Plastikgeschirr und -tüten noch

eine ausgeprägtere Nutzung des Straßenrandes anstelle von Mülleimern erlebt. Und wenn man den dunkelgrauen, fast schwarzen Rauch begutachtet, der aus den Auspuffen der Stadtbussen geschleudert wird, sehnt man sich geradezu nach den Feinstaubkriterien und Umweltplaketten in Deutschland.

Ebenso wenig bewundernswert war für mich die hier vorherrschende Esskultur. Noch mehr als über den extrem hohen Fleischkonsum war ich ein wenig schockiert angesichts der Menge an Zucker, die hier den täglichen Durchschnittsverbrauch darstellt. Wassertrinken gilt bei vielen als geradezu schädlich für den Magen, und wenn es schon keinen Fruchtsaft mit zwei Schöpfkellen Zucker gibt, muss doch zumindest immer Cola serviert werden (natürlich auch schon für die ganz kleinen). Dass dieser Zuckerkonsum in der Bevölkerung zu einer stark erhöhten Rate an Übergewichtigen und Diabeteserkrankten sowie im Allgemeinen zu Kariesbefall führt, scheint dabei so gut wie niemanden zu stören.

Zwar wollte ich diese weniger positiven Aspekte der hiesigen Lebensweise, wie ich persönlich sie während meines Freiwilligendienstes erlebt habe, zumindest erwähnen, abschließen möchte ich meinen letzten Bericht damit aber auf keinen Fall, denn dazu habe ich viel zu viel positives erlebt. Die Menschen in Ecuador sind mir in aller Regel sehr freundlich, hilfsbereit und interessiert begegnet und haben mich herzlich empfangen. Sowohl in der Gastfamilie als auch bei der Arbeit wurde ich als ein neues Mitglied akzeptiert und ich habe mich immer wohlgefühlt. Und auch der südamerikanischen Angewohnheit, Uhrzeiten und sonstige feste Termine ganz einfach nicht als solche wahrzunehmen (die einen vor allem als Deutsche doch manchmal zur Verzweiflung treiben kann), lässt sich nach knapp einem Jahr der eigenen Anpassung doch etwas Gutes abgewinnen – man ist nämlich in jeder Hinsicht einfach gelassener und weniger gestresst.

Letztendlich möchte ich mich noch bedanken, zum einen bei der Pastoral Social und Carmen, für die Begleitung während dieses Jahres, und zum anderen natürlich bei BeSo und sämtlichen Mitgliedern dafür, dass ich dieses Jahr hier erleben durfte!

Farina